

Von Worten und Dingen

Anmerkungen zu einem Missverständnis in der Debatte um den Performative Turn

Lars Gertenbach

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Zur Performativität des Sozialen: Reichweite und Erklärungskraft neuer Analyseperspektiven«

In den Sozial- und Kulturwissenschaften ist in den letzten Jahrzehnten eine bemerkenswerte Verbreitung des Performativitätsbegriffs zu beobachten, die ihren Gipfel in der Ausrufung des Performative Turns (vgl. exemplarisch Medina 2010; Krämer und Stahlhut 2001) besitzt. Dass der Begriff dabei keine sonderlich klare Bedeutung besitzt, darf man wohl als Vorteil verstehen, weil er dadurch als konzeptionelle Klammer um unterschiedliche, aber ihrer Absatzbewegung ähnlich gelagerte Positionen fungieren kann. Ich möchte im Folgenden einige begriffliche und damit auch grundlagentheoretische Überlegungen anstellen, die sich auf diese jüngere Entwicklung beziehen. Mein Ausgangspunkt ist dabei eine verbreitete und recht allgemein ansetzende doppelte Kritik am Performative Turn. Sie betrifft erstens den Vorwurf, dass es hierbei trotz aller begrifflichen Anschlüsse zu keiner substantiellen Weiterentwicklung von Theorien und Konzepten gekommen ist (vgl. exemplarisch König 2011), sodass man von einem Theoriemangel der Performativitätsforschung sprechen kann. Theoretische Überlegungen würden ersetzt durch eine idiosynkratische Theoriesprache ohne eingehendere theoretische Reflexion. Und zweitens betrifft dies den Einwand, dass die ubiquitäre Verbreitung des Performativitätsvokabulars zu einer Entleerung des Begriffs führe, der sich zunehmend zu einer profillosen *catch-all-phrase* entwickelt habe (vgl. exemplarisch Muniesa 2014, S.7). Die Kritik am Performative Turn richtet sich also auf einen Theoriemangel auf der einen sowie eine Begriffsleere auf der anderen Seite. Und die übliche Forderung, die sich an solche Vorwürfe anschließt, lautet, die Überdehnung des Begriffs durch Engführungen und/oder Präzisierungen zu vermeiden. Dem möchte ich mich im Folgenden allerdings explizit nicht anschließen. Ich möchte die Unklarheit des Begriffs stattdessen umgekehrt dazu nutzen, um für einen weiten Begriff zu argumentieren, mit dem eine bestimmte Schiefelage der gegenwärtigen Diskussion kenntlich gemacht werden kann. Es geht mir dabei darum, zentrale Einsichten des Performative Turns zu retten und hierbei gerade diejenigen Positionen nicht aus dem Blick zu verlieren, die als Korrektur bestimmter Probleme dieses Ansatzes genutzt werden können. Oder, anders gesagt: Meine Ausgangsthese ist, dass der Debatte um Performativität ein Missverständnis zugrunde liegt, das verhindert, dass der Gehalt einiger Positionen in diesem Feld hinreichend erlesen werden kann.

Dazu gliedert sich mein Beitrag in vier Abschnitte: Ich werde erstens noch einmal kurz auf John Austin zurückgehen. Zweitens werde ich knapp auf einige Grundmuster und Probleme der Performativitätstheorien hinweisen, bevor ich drittens auf Ansätze zu sprechen komme, die sich hiervon abgren-

zen. Den Abschluss bilden viertens Überlegungen, mit denen dem konstatierten Theoriemangel begegnet werden kann: Hier schlage ich vor, dass man zwischen einem sprach- und einem medientheoretischen Performativitätsmodell unterscheidet, um die systematische Differenz dieser Theoriebeiträge aufdecken und überhaupt genauer in den Blick nehmen zu können.

Die Entdeckung der performativen Äußerungen

Während Theorien und Begriffe üblicherweise keinen eindeutigen Ursprung haben, hat die Performativitätsdebatte eine klare Filiation: Den Ausgangspunkt bildet John Austin, der den Begriff der performativen Äußerung in die Sprachtheorie einführt, um eine gesonderte Klasse von Sprachäußerungen zu bezeichnen, die sich von sogenannten konstativen Äußerungen unterscheiden (Austin 1986, 1962, 1968). Leitend ist hierbei die Beobachtung, dass es Sprechakte gibt, für die nicht gilt, was für die konstativen Äußerungen gilt: Sie sind keine Aussagen über etwas, keine Feststellungen oder Behauptungen, die wahr oder falsch sein können (Austin 2002, S.29). Sie konstatieren nichts, das stimmen kann oder nicht, sondern tun etwas durch die Äußerung selbst – etwas, das glücken kann oder eben nicht (Austin 1986, S.322). Sprache besitzt damit nicht nur den Charakter der Abbildung, sondern wird selbst zur Handlung. Bereits auf dieser Ebene ist erkennbar, welche Sprengkraft diese Idee für das Verständnis von Sprache hat. Weil performative Akte nicht im klassischen Sinne wahr oder falsch sein können, hat dies Folgen für Repräsentations- und Korrespondenzmodelle von Sprache, deren Geltung zumindest relativiert wird (Medina 2010). Denn demnach ist Sprache nicht nur Instrument für Mitteilungen über die Welt (die richtig sein können oder nicht). Sprache kann auch die Welt verändern – und zwar im Akt des Sprechens selbst. Diese Verschiebung von referentieller Wahrheit zu pragmatischem Gelingen¹ sprengt nun aber jede geschlossene Sprachtheorie auf – und zwar in zweierlei Hinsicht. Denn zum einen impliziert dies, dass die Bedingungen des Gelingens von Sprechakten nicht allein in der Sprache selbst zu suchen sind, sondern dass sie vielmehr im Kontext des Sprechakts liegen. Und zum anderen ‚verunreinigt‘ diese Beobachtung von Austin das eigentliche Programm der Sprachtheorie so sehr, dass er die Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Akten selbst schließlich noch im gleichen Text fallenlässt (Austin 2002, S.168). Die genaue Begründung hierfür ist durchaus bemerkenswert. Denn er tut dies wohlgerne nicht, weil er am Ende Zweifel an der Existenz oder dem Konzept performativer Äußerungen hat, sondern weil er vor allem daran zweifelt, dass es überhaupt eine Klasse reiner konstativer Äußerungen gibt. Die Unterscheidung kollabiert damit in doppelter Hinsicht: einmal, weil es keine Sprechakte gibt, die nur konstativ sind; und zum anderen, daraus folgend, weil auch die Idee der Unterscheidung selbst, die ja eine konstative Aussage ist, in sich zusammenbricht, sobald die performative Kraft von Sprache schlechthin zur Debatte steht (Krämer 2003).

Obwohl bei Austin an die Stelle der Unterscheidung von konstativen und performativen Äußerungen die Dreiteilung zwischen lokutionären, illokutionären und perlokutionären Bestandteilen eines jeden Sprechakts tritt (vgl. Austin 2002, S.118f.), hat sich der Performativitätsbegriff mit etwas zeitli-

¹ Die Orientierung an den Bedingungen des Gelingens von performativen Sprechakten wird bei Austin bereits angedeutet, steht aber vor allem über die Auseinandersetzung mit Fällen des Scheiterns, des nichtgeglückten Vollzugs im Fokus (Austin 2002, S.54ff.). Eine direkte Weiterführung dieses Arguments mit Blick auf grundsätzliche Bedingungen des Gelingens von (insbesondere illokutionären) Sprechakten findet sich schließlich bei John Searle (1969, S.54ff.).

chem Abstand als hochproduktiv erwiesen. Daraus lässt sich zweierlei ableiten. Einmal zeigt sich, dass die Unschärfe des Begriffs gewissermaßen Programm ist. Der Begriff subvertiert und verunreinigt die Reinigungsgesten der Sprachtheorie und man sollte daher nicht überrascht sein, dass er gerade bei Derrida diskutiert und von poststrukturalistischen Positionen aufgegriffen wurde (Derrida 1999, S.340ff.; Butler 1999). Und zum anderen zeigt sich bereits an Austin, was der zentrale Angriffspunkt hierbei ist: Inbegriff der Idee der Performativität ist die Abwendung von Abbildungs- und Repräsentationsmodellen. Genau dies macht den Begriff anschlussfähig für zahlreiche Positionen der neueren Theoriedebatte – auch dort, wo es nicht unmittelbar um Sprache geht (vgl. exemplarisch Pickering 1995, S.182).

Die Unschärfe des Begriffs kann daher als ein Hauptgrund für die Attraktivität der Begriffsanschlüsse in den Sozial- und Kulturwissenschaften gelten. Und erkennbar ist auch, dass der Performative Turn keine bloße Unterform des Linguistic Turns ist – jenes Vorbilds aller späteren Turns (Rorty 1992). Er geht letztlich über die Prämissen des Linguistic Turns hinaus und ist genau deshalb auch attraktiv für die Soziologie. Während der Linguistic Turn im Kern die Sprachabhängigkeit unseres Wirklichkeitszugangs betont, beschreibt der Performative Turn die Überformung des Wirklichen durch Sprache: „Mit dem ‚performative turn‘ wird der Absolutheitsanspruch des Repräsentationalen und die damit verbundene kategorische Trennung von Sprache und Welt zurückgewiesen und das welterzeugende Handlungspotenzial des Symbolischen zutage gefördert“ (Krämer 2011, S.181). So lässt sich Wittgensteins Diktum „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenze meiner Welt“ (Wittgenstein 1982, Satz 5.6, S.89) ergänzen mit Foucaults Annahme, dass der Diskurs das, worüber er zu sprechen vorgibt, überhaupt erst produziert (Foucault 1981, S.74). Formuliert sich im Linguistic Turn die Idee eines *Filters*, der sich zwischen uns und die Welt schiebt – idealtypisch etwa in Cassirers Idee eines „Symbolnetzes“ (Cassirer 1990, S.49) –, dann lässt sich der Performative Turn mit der Metapher der *Formbarkeit* des Materiellen durch Sprache in Verbindung bringen (Gertenbach 2015, S.132ff.).

Performativitätstheorien zwischen Sprache und Materialität

Ausgehend von Austin ergeben sich zahlreiche Anschlüsse, die kaum zu überschauen sind. Wesentlich für mein Argument sind nicht diejenigen wie Habermas, die an die Sprechakttheorie anschließen (Habermas 1995, S.369ff.), sondern diejenigen, die den Performativitätsbegriff theoriekonstitutiv in die Soziologie übernehmen. Dominant ist hierbei vor allem eine Theorielinie, die in der Weiterführung des sprachtheoretischen Moments vor allem die Wirksamkeit von Sprache, Diskursen etc. betont. Stellvertretend hierfür kann Judith Butler stehen. Ausgehend von Foucaults machtanalytischer Prämisse, dass Diskurse das, wovon sie sprechen, zugleich produzieren, zielt sie darauf, „Performativität neu zu fassen als eine spezifische Modalität der Macht als Diskurs“ (Butler 1997, S.259). Butlers Argumentation verläuft hierbei im Wesentlichen entlang klassischer Gegensatzpaare, die mit dem Konzept der Performativität produktiv unterlaufen und subvertiert werden sollen – dort, wo sie stärker an Foucault anschließt, ist dies der (eben vermeintliche) Gegensatz von Diskurs und Materialität; dort, wo sie – wie vor allem im Kapitel *Sich mit dem Realen anlegen von Körper von Gewicht* – stärker an Lacan anschließt, sind dies die Register des Symbolischen und des Realen (vgl. Butler 1997, S.283ff.). Der Begriff der Performativität verweist dabei auf die materialisierenden Wirkungen von Diskursen (Butler 1997, S.259). Wie nicht zuletzt das an *Körper von Gewicht* anschließende Buch *Haß spricht. Zur Politik des Performativen* (Butler 2006) zeigt, stehen hier trotz aller Verschiebungen auf Iterabilität, Zitation und (immer auch körperliche) Praxis sprechakttheoretische Überlegungen Pate. Diese Ausrichtung ist para-

digmatisch für eine ganze Reihe von Anschlüssen an den Performativitätsbegriff. Sie ist aber, wie vor allem Sybille Krämer betont hat, problematisch, weil gewisse sprachtheoretische Prämissen damit trotz aller Kritik an klassischen Modellen von Sprache leitend bleiben. Auch performativ gewendete Sprachtheorien bleiben, so Krämer, letztlich der handlungstheoretischen Hypostasierung von Produktion und Erzeugung verbunden (Krämer 2011, S.184). Das Handeln und damit – trotz aller Kritik an klassischen Souveränitäts- und Bewusstseinsmodellen von Subjektivität – letztlich auch das Subjekt bekommen dabei in zweierlei Hinsicht demiurgische Qualitäten. Erstens wird durch die Betonung der materialisierenden Wirkung des Sprachlich-Diskursiven auch das Darstellen nach dem Vorbild des Erzeugens gedacht, so dass die nicht unwichtige Differenz zwischen dem technischen Erzeugen und dem symbolischen Darstellen einkassiert wird:

„Während gewöhnlich das (technische) Erzeugen und das (symbolische) Darstellen wohl zu unterscheidende Vorgänge sind, ist die Genese der Performativitätsdebatte gerade verknüpft mit dem Impuls, die Konstruktivität und die Produktivität, das Machen und das Hervorbringen nun auch auf der Seite des Sprachlich-Symbolischen wirksam werden zu lassen, mithin das Darstellen nach dem Vorbild des Erzeugens zu denken.“ (Krämer 2004b, S.23)

Und zweitens, damit verbunden, bestärkt die Performativitätsdebatte einen fragwürdigen Anthropozentrismus:

„Doch merkwürdiger Weise partizipiert der ‚performative turn‘, der doch in vieler Hinsicht anknüpft an die subjektkritischen Bestrebungen im 20. Jahrhundert, gleichwohl an der Idee der Erzeugung, der Konstruktion und Konstitution als fortdauerndem Nukleus menschlicher Kulturleistung. Indem das Sprechen als ein *Handeln*, indem symbolische Darstellungen als Herstellungen von Welt begriffen werden, wird das demiurgische Potenzial, das den instrumentellen Praktiken inne wohnt, nun auf die semiotischen Praktiken übertragen: nicht nur technische Handlungen, auch ‚Zeichenhandlungen‘ werden damit zur Springquelle welterschöpfender Tuns. Herstellen und Darstellen verschwistern sich.“ (Krämer 2011, S.182, H.i.O.)

Gegen diese – hier natürlich nur cursorisch dargestellten – Probleme tritt eine zweite Theorielinie an, die paradoxerweise den Performativitätsbegriff nutzt, um die Prämissen der Sprachtheorie zu verlassen. Sie findet sich unter anderem in den Arbeiten von Michel Callon, Karen Barad und Bruno Latour, die den Begriff der Performativität nicht zur Betonung der wirklichkeitsgenerierenden Macht der Sprache heranziehen, sondern damit – scheinbar umgekehrt – eine Position begründen, die schließlich zu einem wesentlichen Ausgangspunkt des Material bzw. Ontological Turns wurde (vgl. dazu exemplarisch Folkers 2014; Jensen 2016). Was daher zunächst als weitere Konfusion einer ohnehin schon unscharfen Begrifflichkeit erscheinen mag, lässt sich vor dem Hintergrund der Kritik an dem sprachtheoretischen Anschluss an den Performativitätsbegriff allerdings auch als begriffliche Irritation begreifen und damit produktiv wenden. Denn sichtbar wird so zunächst, dass der Performativitätsbegriff zwei Dinge zugleich ermöglicht, die sich eigentlich entgegenstehen, nämlich die Vertiefung und die Abkehr vom Sprachparadigma. Der Performative Turn ist so gesehen zugleich die Vollendung des Linguistic Turns wie auch dessen Verabschiedung, was in der bisherigen Diskussion naturgemäß zu Missverständnissen geführt hat. Diese beginnen bereits mit der aus der Referenz auf Austin begründeten Annahme, dass Performativitätstheorien notwendigerweise auch Sprachtheorien sein müssen. Dieses Missverständnis blockiert die Rezeption jener Positionen, die sich gerade über den Begriff der Performativität von der Zentralität der Sprache distanzieren wollen. Und es führt dazu, dass diese immer wieder mit durchaus hartnäckigen Fehllektüren zu kämpfen haben. Der wesentliche Grund für die Persistenz dieser Lektüren ist, dass die systematische Differenz dieser beiden Performativitätstheorien

kaum hinreichend bestimmt ist. Die zentrale Frage lautet also, wie sich jenen Positionen etwa von Callon, Barad und Latour gerecht werden lässt, bei denen der Anschluss an den Performativitätsbegriff nicht zum Argument für die Wirklichkeitsgenerierende Kraft der Sprache oder der Diskurse genommen wird, sondern den Auftakt einer Abkehr von zentralen Prämissen Linguistic Turn bildet.

Performativität als Mediatisierung

Angesichts der Herkunft des Performativitätskonzepts aus den sprachtheoretischen Überlegungen von Austin scheint es zunächst wenig Gründe zu geben, dass Autor/-innen, die auf eine Kritik an der Dominanz des Sprachlichen in den Sozial- und Kulturwissenschaften zielen, auf den Begriff der Performativität rekurrieren. Warum greifen diese Positionen also überhaupt hierauf zurück und welches Argument verbinden sie hiermit? Wie für die meisten Anschlüsse an diesen Begriff gilt auch hier, dass die Hauptattraktivität darin besteht, dass er eine systematische Abkehr vom Repräsentationsdenken verspricht (siehe für diese Stoßrichtung unter anderem Barad 2007; Callon 2007; Latour 1996). Die bei Austin auf Äußerungen bezogene und schließlich kollabierende Unterscheidung von konstativen und performativen Äußerungen wird hier als Differenz zweier erkenntnistheoretischer Denkstile und Theoriemodelle begriffen. Aus dem Dualismus konstativ vs. performativ wird etwa bei Latour die Differenz zwischen einem ostentativen (bzw. ostensiven) und einem performativen Verständnis von Gesellschaft (Latour 2006b, S.565, 2006a, S.204ff., 2007, S.68). Diese Neuausrichtung transformiert zugleich den Begriff der Performativität. Er zeichnet nicht länger eine spezifische Sphäre oder Tätigkeit (nämlich: sprachliche Äußerungen) aus, sondern gilt als theorieleitender Grundbegriff für im weitesten Sinne Vermittlungsprozesse und Hervorbringungen. Noch stärker als bei Latour wird dieses Argument bei Callon mit einer grundlegenden Diskussion des Performativitätskonzepts verbunden. Dort findet sich auch eine Auseinandersetzung mit Austin, aus der deutlich wird, auf welche Weise dieser Anschluss hier für eine gänzlich andere Argumentationsrichtung genutzt wird.

„The notion of performativity, as presented by Austin, has been criticized, first of all by Austin himself! [...] The STS [Science & Technology Studies] have completed and enriched the concept, by showing that the signification and effectiveness of scientific statements cannot be dissociated from the socio-technical arrangements or agencements involved in the production of the facts that those same statements refer to. This concerns the heterogeneous material and textual nature of scientific practices. Statements are entangled with technical devices, incorporated competencies, rules of thumb, rules and procedures.“ (Callon 2009, S.18)

Erkennbar wird hierdurch, dass der Rückgriff auf den Begriff der Performativität für Callon durchaus mehr ist als nur eine Ergänzung oder Anreicherung der Sprachtheorie. Er enthält vielmehr eine grundsätzliche Akzentverlagerung, die sich auch von anderen soziologischen Anschlüssen an Austin unterscheidet:

„The obvious limit of Austin's work is that his analysis does not depart from discourse per se, as his work on the different categories of verbs and performativities shows. [...] These limits have led certain authors to complete the Austinian analysis, either by highlighting the importance of the interlocutors' subjectivity (as Grice and Searle for philosophy and Butler for sociology do) or by noting the need to take social and cultural context into account (Bourdieu). But these critiques simply continued Austin's error by accepting an insurmountable boundary between discourse and that which lies beyond it [...]. To extend Austin, we have to go in another direction [...]. The critique of

Austin should not exclude the notion of performativity but rather should enrich and complete it, first, by insisting more on the fact that the context of enunciation is included in the enunciation (semiotic turn) and, second, by taking into account the materialities composing that context (ANT turn).“ (Callon 2007, S.353)

Für Callon und andere stellt sich als zentrales Problem der sprachtheoretischen Performativitätsdebatte dar, dass auch die Betonung der Wirksamkeit von Sprache und Diskursen nicht imstande ist, die Mitwirkung des Nichtsprachlichen an der sprachlichen Äußerung hinreichend zu berücksichtigen. Etwas weitergeführt lässt sich festhalten, dass die sprachtheoretische Variante des Performative Turns aus dieser Perspektive letztlich asymmetrisch bleibt, weil das Nichtsprachliche häufig nur als passives Material, als Einschreibefläche sprachlicher Materialisierungen gedacht wird. Hier ergänzt sich das Argument von Callon mit der Argumentation von Barad. Denn bei ihr findet sich eine ähnlich gelagerte Ausweitung des Performativitätsbegriffs, die gerade als Ergänzung von Callon interessant ist, weil sie gewissermaßen von der anderen Seite her argumentiert. Anstatt wie Callon und die STS zu zeigen, dass Sprache nicht von technischen und materiellen Aspekten getrennt werden kann, betont Barad mit Anschluss an Niels Bohr, dass auch das Materielle selbst performativ ist.

„Eine agentiell-realistische Ausarbeitung von Performativität räumt der Materie auf entscheidende Weise ihren Anteil als aktiver Teilhaber am Werden der Welt, an ihrer fortlaufenden Intraaktivität ein.“ (Barad 2012, S.13)

„Ich habe eine posthumanistische Sichtweise von Performativität vorgeschlagen, die die Positionsbestimmung von Materialität als entweder etwas Gegebenes oder als bloße Wirkung menschlichen Tätigseins in Frage stellt.“ (Barad 2012, S.97)

Mit dieser Argumentation zielt Barad grundsätzlich auf ein anderes Modell von Performativität, das auch für die Soziologie produktiv gewendet werden kann. Weil sie hierbei allerdings eher auf abstrakte teils quantenphysikalische, teils philosophische Überlegungen zurückgreift, bleibt ihr Argument für die Soziologie zunächst vorwiegend konzeptionell-theoretischer Art. In der Frage nach der Begründung eines anderen Verständnisses von Performativität erscheint es mir daher hilfreich, Barad und Callon als komplementäre Positionen miteinander zu verbinden. Weil es Barad vor allem um die Kritik an der Vorstellung einer Passivität des Materiellen geht, gibt sie durchaus Hinweise hinsichtlich der Probleme diskurs- und sprachtheoretischer Performativitätskonzepte. Für die soziologische Debatte kann sie letztlich aber kaum die Richtung angeben, in der eine Neubestimmung des Performativitätsbegriffs erfolgen kann, weil sie ihr Argument ähnlich wie Butler zu sehr am Dualismus von Sprache und Materialität entwickelt. Zielführender erscheint mir hierbei stattdessen Callons Hinweis auf die sozio-technischen Arrangements, die er im deleuzeschen Begriff des „Agencements“ auffängt (vgl. Callon 2007, S.319f., 2008, S.37ff.; Deleuze, Guattari 1997, S.12, s. Anm. d. Übers.). Denn sie verweisen darauf, dass es nicht nur darum geht, den anderen Pol der Sprache – Materialität – neu zu bestimmen, sondern mit dem Fokus auf Verwicklungen („entanglements“; Callon 1998) ein konzeptionell grundlegend anderes Modell an die Stelle der sprachtheoretischen Dualismen von Welt und Wort, Ding und Zeichen zu stellen. Gerade für die soziologische Forschung leistet dies der Begriff des Agencements besser als das von Barad vorgeschlagene Konzept der „Intraaktion“ (Barad 2012, S.19; Barad, Kleinman 2012). Damit bin ich bei meinem letzten Punkt angelangt, den ich hier nur abschließend kurz anreißen kann.

Performativitätstheorien zwischen Sprach- und Medienparadigma

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die irritierende Sachlage, dass der Performativitätsbegriff sowohl von Positionen herangezogen wird, denen es um die Zentralität und wirklichkeitsgenerierende Kraft der Sprache geht, als auch von solchen, die sich von der Dominanz des Linguistic Turns befreien wollen. Die Frage ist daher, wie sich diese Differenz nun systematisch und begrifflich einholen lässt.

Eine mögliche Antwort hierauf könnte darin bestehen, die Differenz beider Positionen als Differenz zweier Paradigmen zu begreifen. Demzufolge geht es um theoriekonstitutive Zugänge und genau hier zeigt sich eine unterschiedliche Ausgangslage. Denn während die eine Position theorieologisch am Modell der Schrift orientiert ist, ist es die andere am Modell der Medien. Diese Differenz zwischen Sprache bzw. Schrift auf der einen und Medien bzw. Medialität auf der anderen Seite lässt sich als Differenz des epistemischen Zugangs begreifen. So arbeitet sich eine am Modell der Schrift orientierte Argumentation am Problem der Repräsentation ab – auf der Basis des fundamentalen zeichentheoretischen Problems, für was das Zeichen Zeichen ist; für was es steht. Die zentrale Leitmetapher eines solchen Zugangs ist die von Kafka entlehnte Metapher der „Einschreibung“, mit der darauf hingewiesen wird, wie Sprache sich materialisiert – nicht zufällig spricht Butler immer wieder von körperlichen Einschreibungen („bodily inscriptions“, Butler 1989).²

Eine hingegen am Modell der Medien orientierte Argumentation setzt anders an und genau dies zeigt sich an Barad, Callon und Latour. Wir haben es hier in dem Sinne theoriekonstitutiv mit medientheoretischen Konzepten zu tun, insofern deren Ausgangspunkt das vermittelnde Dritte, eben das Medium ist. Die sprachtheoretische Frage danach, für was das Zeichen Zeichen ist, wird damit ersetzt durch die medientheoretische Frage, wie Wörter und Dinge durch ein Drittes miteinander vermittelt sind. Die Konzepte, die Callon, Barad und Latour hierfür anbieten, lauten Agencement, Intraaktion und zirkulierende Referenz. Sie verweisen auf einen grundsätzlich anderen epistemologischen Zugang, der sich schließlich auch in der Art des Rückgriffs auf das Performativitätskonzept zeigt. Denn während der Begriff der Performativität im genuin sprachtheoretischen Modell eine Direktionalität aufweist, die auch dort noch an der Sprache ansetzt, wo sie den Kontext des Sprechens praxistheoretisch mitberücksichtigt, operiert die genuin medientheoretische Argumentation mit einem Modell der wechselseitigen Ko-Konstitution, das an der Vermittlungsinstanz selbst ansetzt. Aus diesem Grund hat Callon letztlich dafür plädiert, gar nicht mehr von Performativität, sondern von Performance und schließlich Ko-Performance zu sprechen (Callon 2009, S.25). Was damit gemeint ist, wird vielleicht auf idealtypische Weise in Latours Beschreibung der zirkulierenden Referenz deutlich (Latour 2002). Denn dort geht es – eben genuin medientheoretisch – darum, von der Instanz der Vermittlung aus einen performativen Prozess der Hervorbringung von Worten und Dingen zugleich zu beobachten, in dem die Instanz der Vermittlung selbst am Ende verschwunden ist.³ Neben dieser Ausrichtung am Moment der Vermittlung ist es gerade die Beobachtung, dass das Medium im Moment seines (erfolgreichen) Vollzug unsichtbar wird, das – folgt man den medientheoretischen Überlegungen von Krämer, Mersch und

² Damit soll nicht unterschlagen werden, dass der Begriff der Einschreibung auch bei Latour eine wichtige Rolle spielt. Er wird jedoch trotz des Anschlusses an Derrida gewissermaßen umgekehrt verwendet: Es geht Latour damit nicht um die Prägekraft der Sprache, sondern um die Schriftwerdung der Dinge und die insbesondere wissenschaftlichen Instrumente, Artefakte und Apparaturen, die diesen Prozess ermöglichen (vgl. Gertenbach, Laux 2018, S.25ff.).

³ Für die These, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie generell als Akteur-Medien-Theorie zu begreifen ist, vgl. Engell, Siegert 2013, die Beiträge in Thielmann et al. 2012 sowie Kapitel 4.2 in Gertenbach und Laux 2018.

Engell/Vogl – den wesentlichen Unterschied zwischen dem Modell des Mediums und dem Modell des Zeichens markiert (Krämer 2008; Mersch 2004, S.79; Engell, Vogl 2002, S.10).

In der Konsequenz zeigt sich, dass der Rückgriff auf den Performativitätsbegriff nicht nur in verschiedenen Theorien erfolgt, sondern dass sich hierin auch grundlegend unterschiedliche Epistemologien begegnen. Die hier als medientheoretisch beschriebenen Ansätze können dabei eine produktive Irritation für die primär sprachtheoretische Variante des Performative Turns bilden, sofern es gelingt, ihren konkreten Einsatzpunkt in dieser Debatte genauer zu bestimmen. Erst dann wird erkennbar, dass wir es hier mit einer doppelten Verschiebung zu tun haben, die dem Fokus auf Mediatisierung innewohnt: vom Dualismus von Welt und Sprache zu einer Theorie des Dritten (in der das Medium als Tertium im Vollzug verschwindet) und von der Frage nach dem Sinn hinter dem Zeichen zur Frage nach der Materialität der Medien (Krämer 2008, 2004a). Was dies im Einzelnen heißt, gilt es für die Soziologie erst noch genauer auszubuchstabieren. Und auch im Hinblick auf den Performativitätsbegriff ist damit lediglich eine erste Stoßrichtung angedeutet.

Es könnte aber sein, und das wäre zumindest die Vermutung, die mich dazu veranlasst hat, dies hier in der Ad-hoc-Gruppe zur Diskussion zu stellen, dass hiermit durchaus ein erster Schritt gemacht werden kann, um die Irritation in der seltsam ubiquitären Verwendung des Performativitätsbegriffs aufzulösen und zugleich aus der anfänglichen Erweiterung des Begriffs jetzt zu dem Punkt zu gelangen, wo die Tragfähigkeit der unterschiedlichen Konzepte in den Blick genommen werden kann. So gesehen ging es mir eigentlich nur um einen ersten, quasi propädeutischen Schritt. Mein Ziel war es, zu zeigen, welches Missverständnis man ausräumen muss, um diese Debatte ernstzunehmen. Schließt man sich diesen (Vor)Überlegungen an, dann wird man Ende allerdings auch darüber sprechen müssen, ob wir es hier überhaupt mit einem sprachtheoretischen Problem zu tun haben.

Bibliographie

- Austin, John Langshaw. 1962. *How to do Things with Words*. Oxford: Oxford University Press.
- Austin, John Langshaw. 1986. Performative Äußerungen. In *Gesammelte philosophische Aufsätze*, Hrsg. John Langshaw Austin, 305–327. Stuttgart: Reclam.
- Austin, John Langshaw. 1968. Performative und konstatierende Äußerung. In *Sprache und Analysis. Texte zur englischen Philosophie der Gegenwart*, Hrsg. Rüdiger Bubner, 140–153. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Austin, John Langshaw. 2002. *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam.
- Barad, Karen. 2012. *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Barad, Karen. 2007. *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. 2. Aufl. Durham & London: Duke University Press.
- Barad, Karen, und Adam Kleinman. 2012. Intra-actions. *Mousse Magazine* 34:76–81.
- Butler, Judith. 1989. Foucault and the Paradox of Bodily Inscriptions. *The Journal of Philosophy* 86:601–607.
- Butler, Judith. 2006. *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 1997. *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 1999. Performativity's Social Magic. In *Bourdieu: A Critical Reader*, Hrsg. Richard Shusterman, 113–128. Malden/Oxford: Blackwell Publishers.

- Callon, Michel. 2008. Economic Markets and the Rise of Interactive Agencements: From Prosthetic Agencies to Habilitated Agencies. In *Living in a Material World. Economic Sociology meets Science and Technology Studies*, Hrsg. Trevor J. Pinch und Richard Swedberg, 29–56. Cambridge: MIT Press.
- Callon, Michel. 2009. *Elaborating the notion of performativity. Le Libellio d'Aegis* 5:18–29.
- Callon, Michel. 1998. Introduction: the embeddedness of economic markets in economics. In *The Laws of the Markets*, Hrsg. Michel Callon, 1–57. Oxford: Blackwell Publishers.
- Callon, Michel. 2007. What does it mean to say that economics is performative? In *Do Economists Make Markets? On the Performativity of Economics*, Hrsg. Donald MacKenzie, Fabian Muniesa und Lucia Siu, 311–357. Princeton: Princeton University Press.
- Cassirer, Ernst. 1990. *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Deleuze, Gilles, und Félix Guattari. 1997. *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques. 1999. *Signatur Ereignis Kontext*. In *Randgänge der Philosophie*, Hrsg. Jacques Derrida, 325–351. Wien: Passagen.
- Engell, Lorenz, und Bernhard Siegert. 2013. Editorial. *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 4:5–10.
- Engell, Lorenz, und Joseph Vogl. 2002. Vorwort. In *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Hrsg. Claus Pias, Joseph Vogl, Lorenz Engell, Oliver Fahle und Brigitte Neitzel, 8–11. Stuttgart: DVA.
- Folkers, Andreas. 2014. Was ist neu am neuen Materialismus? – Von der Praxis zum Ereignis. In *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*, Hrsg. Tobias Goll, Daniel Keil und Thomas Telios, 16–33. Münster: Edition Assemblage.
- Foucault, Michel. 1981. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gertenbach, Lars. 2015. *Entgrenzungen der Soziologie. Bruno Latour und der Konstruktivismus*. Weilerswist: Velbrück.
- Gertenbach, Lars, und Henning Laux. 2018. *Zur Aktualität von Bruno Latour. Einleitung in sein Werk*. Wiesbaden: Springer VS.
- Habermas, Jürgen. 1995. *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jensen, Casper Bruun. 2016. New Ontologies? Reflections on Some Recent 'Turns' in STS, Anthropology and Philosophy. *Social Anthropology* 25(4):525–545.
- König, Ekkehard. 2011. Bausteine einer allgemeinen Theorie des Performativen aus linguistischer Perspektive. In *Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme*, Hrsg. Klaus W. Hempfer und Jörg Volbers, 43–67. Bielefeld: Transcript.
- Krämer, Sybille. 2004a. Die Heteronomie der Medien. Versuch einer Metaphysik der Medialität im Ausgang einer Reflexion des Boten. *Journal Phänomenologie* 22:18–38.
- Krämer, Sybille. 2008. *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille. 2004b. Was haben „Performativität“ und „Medialität“ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der „Asthetisierung“ gründende Konzeption des Performativen. In *Performativität und Medialität*, Hrsg. Sybille Krämer, 13–32. München: Fink.
- Krämer, Sybille. 2003. Was tut Austin, indem er über das Performative spricht? Ein anderer Blick auf die Anfänge der Sprechakttheorie. In *Performativität und Praxis*, Hrsg. Jens Kertscher und Dieter Mersch, 19–33. München: Fink.
- Krämer, Sybille. 2011. Windungen und Wendungen geisteswissenschaftlicher Debatten: Ein Kommentar zu den Grenzen des „performative turn“, „media turn“ und „iconic turn“. In *Theorietheorie. Wider die*

- Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften*, Hrsg. Mario Grizelj und Oliver Jahraus, 181–195. München: Fink.
- Krämer, Sybille, und Marco Stahlhut. 2001. Das „Performative“ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie. In *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*. Band 10: Theorien des Performativen., vol. 10, Hrsg. Erika Fischer-Lichte und Christoph Wulf, 35–64. Berlin: Akademie.
- Latour, Bruno. 2006a. Die Macht der Assoziation. In *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Hrsg. Andréa Belliger und David J. Krieger, 195–212. Bielefeld: Transcript.
- Latour, Bruno. 2007. *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno. 1996. Haben auch Objekte eine Geschichte? Ein Zusammentreffen von Pasteur und Whitehead in einem Milchsäurebad. In *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*, 87–112. Berlin: Akademie.
- Latour, Bruno. 2006b. *Über den Rückruf der ANT*. In *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Hrsg. Andréa Belliger und David J. Krieger, 561–572. Bielefeld: Transcript.
- Latour, Bruno. 2002. Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald des Amazonas. In *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, 36–95. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Medina, José. 2010. The Performative Turn and the Emergence of Post-Analytic Philosophy. In *After Poststructuralism: Transitions and Transformations, The History of Continental Philosophy. Volume 7*, Hrsg. Rosi Braidotti, 275–305. Durham: Acumen Publishing.
- Mersch, Dieter. 2004. Medialität und Undarstellbarkeit. Einleitung in eine „negative“ Medientheorie. In *Performativität und Medialität*, Hrsg. Sybille Krämer, 75–95. München: Fink.
- Muniesa, Fabian. 2014. *The Provoked Economy. Economic reality and the performative turn*. London/New York: Routledge.
- Pickering, Andrew. 1995. *The Mangle of Practice. Time, Agency, and Science*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rorty, Richard, Hrsg. 1992. *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. Chicago: University of Chicago Press.
- Searle, John R. 1969. *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. New York: Cambridge University Press.
- Thielmann, Tristan, Erhard Schüttpelz, und Peter Gendolla, Hrsg. 2012. *Akteur-Medien-Theorie*. Bielefeld: Transcript.
- Wittgenstein, Ludwig. 1982. *Tractatus logico-philosophicus*. 16. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.